

# Die Gegenwart

Nr. 51.

Berlin, den 16. Dezember 1911.

40. Jahrgang  
Band 80.

## Bismarck der Realist.

Von  
Emil Ludwig.

**N**apoleons und Bismarcks sinnfälligste Aehnlichkeit ist: ihr Haß gegen die Ideologen.

Theoretisch hat Bismarck nur diesen einzigen Todfeind besessen. Die Ideologen, die Dogmatiker, die Undynamischen sind es, die nicht müde werden, ihm den Mangel ihrer Tugenden vorzuwerfen: er hätte keine „Ideale“, keine „Prinzipien“, keine „Gefühle“.

Wäre Bismarck kein Problematiker gewesen, er hätte diese Vorwürfe so voll verdient wie jene ungebrochenen Helden der Macht, die zuletzt vor dem ci-bit Morgenrot aufgefällterer Jahrhunderte versanken. So aber konnte er die Werte, deren Mangel ihm die Ideologen nicht verziehen, nicht ganz für sich in Anspruch nehmen, und eben deshalb mag er sich doppelt an ihnen geärgert haben. Ihn kränkten diese Töne, weil er ihnen in einsamen Stunden nachhing und mancher Kampf mit sich selber den Kämpfen mit jenen vorausging. Napoleon kränkte sich viel weniger. Der Borgia lachte.

Daß Bismarck als Realist auf die politische Welt reagieren mußte, als er mit ihr zusammenstieß, folgt aus seiner Nüchternheit, seiner Gewalttätigkeit, seiner Skepsis. Diese Trias schuf notwendig einen Realpolitiker. Aber auch sein Fatalismus regte ihn dazu an: „Die Einflüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben des Menschen mit sich bringt, sind gottgewollte Realitäten, die man nicht ignorieren soll und kann.“

Virchow hat das Wort gefunden, das die ewig unüberwindliche Fremdheit der Ideologen zu den Bismarcks in ein ungewolltes Epigramm ballte, als er im Herbst 66 nach dem Kriege rief: „Güten wir uns, den Götzendienst des Erfolges zu treiben!“ Bismarck aber lenkte einen Staat, den von Erfolg zu Erfolg zu führen seine aus-

schließliche Aufgabe vor Gott und seinem König war. Er hatte, wie jeder große Staatsmann, in der Welt nichts anderes vor, als einen Götzendienst des Erfolges durch seine Taten zu ermöglichen. Und als ihm Richter immer aufs neue Vorheiten aus seiner Vergangenheit vorwarf, bat Bismarck ihn, das doch zu lassen, und fügte hinzu: „Ich könnte ein viel üblerer Mensch sein als ich bin, und doch sachlich recht haben.“

Die theoretische Konsequenz, die man von ihm forderte, die Prinzipien, die man an ihm vernünftige, verachtete er, wo immer ihn die Umstände zwangen. „Die Politik“, so sagte er sich 70-jährig im Reichstage zusammen, „ist eben keine Wissenschaft, wie viele der Herren Professoren glauben, sie ist eben eine Kunst.“

Bei jedem Schritt, den er auf dem Wege zu seinem Werke tat, haben die Ideologen das Gegenteil von ihm verlangt. Im Jahre 63 wollten sie, die damals das Parlament beherrschten, die polnische Insurrektion gegen Rußland ermutigen, denn sie dachten, wie Bismarck ihnen 20 Jahre später rückblickend zurief: „Mein Gott, da ist Lärm, da ist Aufstand, da ist Insurrektion, kurz und gut, da wird eine Regierung angegriffen: das erregt unsere Sympathie.“ Mit Gefühl trat man damals für die Freiheit der Polen ein. Bismarck dachte rationaler: „Haut doch die Polen, daß sie am Leben verzagen.“ schrieb er kurz zuvor privatim, „ich habe alles Mitgefühl für ihre Lage, aber wir können, wenn wir bestehen wollen, nichts anderes tun als sie ansrotten. Der Wolf kann auch nicht dafür, daß er von Gott geschaffen ist, wie er ist, und man schießt ihn doch dafür tot, wenn man kann.“

Das ist derselbe Mann, der zögert, das nötige Holz auf seinem Gute zu fällen: „Es jammernte mich so“; derselbe, der auf der Jagd nicht schießt, weil er „nur Mütter und Babys“ schießt, die er nicht trennen will; derselbe, der jede Bettelei von seinem Sekretär an Ort und Stelle untersuchen läßt und inmitten aller Staatsgeschäfte prüft, wie

ich denke, die Belege genügen. Wenn ein Blatt, das sich vornehmster Mitarbeiter rühmen darf, sich nicht schämt, dergleichen abzudrucken — wie müssen da die Sinne schon abgestumpft sein gegen die Beduinenzote und die Fischmarktinjurie! Ich aber mußte dies schreiben, um zu protestieren; und nun werde ich mich „von dem Ekel gesund haben“!



### Die Verkündigung.

Von

Carl Einstein.

Der Apostel wurde wohl im Großen und Ganzen hinreichend durch den Annoncenteil der Zeitungen ersetzt. Sie und da überrascht trotzdem uns auf der Straße oder im Café eine solche Figur. Er zeichnet sich durch die Arroganz aus anzunehmen, daß der größere Teil der Menschen im Besitz einer Unwahrheit sei, während er gerade das Neue in sich trage.

Der Apostel ist untrennbar mit dem Begriff des Neuen verbunden, und nichts vernichtet ihn eher, als die beobachtete Anoriginalität seiner Meinung, woraus leicht hin folgt, daß es einem Apostel ziemt, bei einem steten Erfolg allmählich zu verschwinden; denn sonst gerät er in die peinliche Lage, bei Lebzeiten überflüssig zu werden.

Einer der neueren Verkünder gab seinen eventuellen Jüngern den sonderlichen Rat, ihm nicht zu folgen, was für unverantwortlich und eitel bezeichnet werden darf. Das Ganze, der Mann versuchte seine Sonderstellung zu wahren, vielleicht aber erkannte er die Problematik seines Handwerks. Peinlich dürfte es einem Verkünder zumute sein, wenn er im Augenblick, da seine Lehre siegt, diese bereits überwunden hat; was leicht möglich bei dem starken inneren Trieb dieser Männer. Immerhin kann er sich dann einer zu nichts verpflichtenden ritualen Dogmatik hingeben. Ekelhaft und geradezu beschämend dürfte es einem Apostel des Aristokratismus, der Vereinzeltung sein, wenn er einen allzu großen Anhang findet. Dieser Mann ist unten durch, doch die Gefahr läßt sich schwer vermeiden; denn der Parvenu wird immer die erste Gefolgschaft einer aristokratischen Lehre bilden, welche ihn schmeichelnd erhebt und seinen Unwert verhüllt. Ich übersehe nicht, des Apostels unerläßliche Eigenart wird in einer gewissen intensiven Beschränktheit bestehen, er wird oft und zumeist das Gleiche sagen müssen. Man verberge nicht die Gefahr, daß die tatsächliche oder eingebildete Elendigkeit seiner Zeitgenossen, welcher er über-

haupt seine Daseinsmöglichkeit verdankt, ihn des öfteren zwingen wird, durch unlaunere Mittel Erfolge zu suchen. Ueberhaupt ein Trick des Apostels: er übertreibt fast stets und lebt in peinlicher Ueberanstrengung; und es ist oft der Fall, daß der Messias seinem Verkünder allzu flau erscheint. Gänzlich hereingelegt ist wohl ein Messias, wenn sein Verkünder poetische Gaben besitzt. Wer könnte solchen Uebertreibungen entsprechen. Aber die häufige Unkontrollierbarkeit der Gleichnisse eskamotiert den Messias oder macht ihn dermaßen furchtbar, daß man erleichtert aufatmet, den Messias zu sehen, der ein Mensch ist usw.

Ein nicht geringer Akt von Humanität, fast eine moralische Verpflichtung ist es, einen Verkünder, um den ein Kreis sich gründete, vor der ausschaltenden Unbegabung seiner Jünger zu retten. Solche existieren so lange, als der Meister für eiferisch angesehen wird; also wird es, gleich ob mit oder ohne Absicht, ihr edles Bestreben sein, den Meister zu verbergen, zu monopolisieren und seine Wirkung zu unterdrücken. Eine unfreiwillige Folge wird es sein, daß sie ihn durch dilettantische Uebertreibungen lächerlich machen, seine Absichten durch die nachahmenden eigenen Produktionen verdunkeln, entstellen, ja hilflos beschmühen. Nehmen wir an, der Meister ist ein Dichter. Wie werden Jünger die allzu streng gemessenen Formen belcierend ausweiten, seine genaue Anschauung dilettantisch zu elenden Idologien mißbrauchen. Wie mag der Anschöpferische ihn dienerisch befehlen; uns ziemt zu weinen beim Bedenken, daß lineare Erheben die Zurückgezogenheit und den apodiktischen Stolz eines besseren Mannes zu mißbrauchen. Und zuletzt ergibt sich die Komödie, daß das Einzige, worauf er nicht wirkte, der Kreis war, während er allenthalben ernste Schätzung genießt.

Auch scheint mir, eignet sich der Meister nicht zu soziologischer Theorie und Mythenanwendung, um ihm die Bedingtheit seiner Stellung durch die Jünger zu erweisen, wie es überhaupt inhuman ist, einen Bekannten zu einem wissenschaftlichen, ja historischen Exempel zu verallgemeinern.

Eine der wichtigen Betätigungen von Meister und Jüngern bedeutet das Erzeugen des Mythos. Die Bildungen einer positiven Symbolik sind mit den Hemmnissen des Lächerlichen allzu leicht verbunden, und man wird kaum wagen, das Sanftsanfte in die Öffentlichkeit zu tragen, zumal eben den Jünger vom Banausen scheidet, daß jener einen religiösen, einen Herrn, einen Mund Gottes, einen Seher von göltigen Zeichen und Satzungen sieht, während dieser auf die Sprache eines mehr oder weniger tüchtigen Schriftstellers achtet. Man wird darum nicht das Wunderbare zum Erzeugen der Sonderstellung gebrauchen, sondern

vor allem dies, was der Meister verschmäht. Der Meister unterläßt vieles, was dem Bürger ungemaines Vergnügen bereitet, und vor allem, er zieht sich fornwährend zurück. Spricht er mit einem, so sieht es aus, als sei dies der einzige Besucher, den er in diesem Jahre der Einsamkeit empfing, und man wird durch Geste verpflichtet, an ein sonderliches Geschehnis zu glauben. Eine Rose, die der Meister kauft oder ihm gebracht wird, ist nicht eine Rose, sondern glühend Zeichen erlauchter Pracht. Ist die von tiefer Färbung, so ziemt sich, in dunkle Trauer gebräunt zu sein. Aber da der Meister vieles verschmäht, deutet es auf größtes Menschentum, wenn er um fünf Uhr — besondere Stunde der Dämmerung — Tee trinkt und Zigaretten raucht. Welch humane, ja erbarmende Einfachheit, als sollte er den hingehauchten Duft erfonnener Meere um fünf Uhr trinken und einen Berg von Benzoe rauchen. Dies ist ein wahrhaft Abendmahl, wenn der Mythische Pellkartoffeln und Hering speist, ohne die Größe zu verlieren. Nein, vielmehr, er steigt zu dem Hering in Demut herab. Nehmen wir an, um den Meister sind begabte Epheben, und gar solche, die ihm über den Kopf wachsen, so daß der hieratische Gipfel des meisterlichen Sitzes ins Ruiffchen kommt. Hier gelangte man zum Kreuzweg, wo zwischen Gefolgschaft und Selbständigkeit zu entscheiden ist. Gerade die unterordnende Stellung des Meisters verträgt nicht allzu Gutes um sich. Jedoch die Epheben. Sie leben von der Verehrung und dem Dienst des Herrn und werden seine Formen mit Dilettantismen überschwebmen, jegliche Surrogate gebrauchen, das Bestimmte in eine Dilettantenmüßigkeit verblasen, und womöglich zu gleicher Zeit die reife Genauigkeit mit entlehnten Mitteln nachahmen. Den zur Vollendung Schreitenden werden sie äffisch verzerrern durch eine vorgetäuschte Geste irgendeines älteren Schriftstellers und die Wichtigkeit ihres Gemüts durch unberechtigt entnommene Bedeutung verdunkeln.

Wir kennen allzu lange die Hülsen der Jünger, welche die geschaffene Ordnung spielend zuspitzen oder das Entdeckte durch Injektion dilettantischer Fremdkörper mißbrauchen. Die eine Art wird das neugewonnene Gut nicht als freischwebende Kraft zu fassen vermögen und also mit einem alten Neß einfangen und durch irgendwelche Affoziation irgendeines Stoffes, dessen historische Gesinnung jener neuen verwandt scheint, sich der neuen vermischen. Allzu flink überspringen sie die unschöpferische Armut ihres Inneren, eignen sich die strenge Form an, ohne hierzu Würde zu besitzen. Nichts aber dünkt mich höchstaplerischer als ein unberechtigtes Pathos. Diese gebrauchen Formen, — Mauern der allzu gährenden Seele — ohne etwas einzuzwingen,

und sind abgeklärt und beruhigt, ohne die Erschütterung einer gefährlichen, fast verderblichen Vorjugend. Die Form wird zur Geste erniedrigt, die Klarheit des Schauens zum nichtigen unbewegten Starren vermindert. Man blieb stets im wärmenden Bereich des gemieteten Ofens und schließt sich um so apodiktischer ab, je weniger man draußen war. Angst und Schwachheit erzeugen hier die Haltung, nicht aber das Gefühl tödender Ueberkraft. Einer gerade wird sich allzu gern dem rosigten Vergnügen der Manier hingeben, der dilettierende, nicht zu geschmacklose Philosoph, der Philologe und der Historiker. Diese beiden letzten gefährden weniger, wenn sie nicht gerade ins Dichten geraten, oder der Letzte den Meister auf irgend eine Entwicklungstheorie oder historische Maxime festlegt und ihn mit dem Jrrtum einer wissenschaftlichen Unkenntnis belastet.

Jedoch der Philosoph wie auch die Fragwürdigkeit des ästhetisierenden Wissenschaftlers:

Was vielleicht die heutige Wissenschaft teilweise kennzeichnet, ist eine gewisse unkonventionelle Stoffanhäufung und teilweise Stoffarmut. Der erste Mangel ist wohl den exakten Wissenschaften zuzuschreiben, der letzte den Geisteswissenschaften. Diese gerade ersetzen einen zentralisierenden Inhalt durch historisches Forchten, und gleichsam man philosophiert über die Philosophien anderer, wie die Anschauung vieler heutigen Denker als simultaner Historismus bezeichnet werden kann. Daß ein geschmackvoller, nicht genugsam ausdauernder Kopf sich hiervon abwendet, ist begreiflich und billig. Außerdem werden die Lösungen der Probleme besonders durch die bereits historischen Lösungen erschwert. Es scheint, daß weniger die Probleme wechseln, vielmehr wird eine neuartige Lösung gefordert, eine besondere Anwendung. In dieser Verwirrung unter der Vielzahl der heutigen Aufgaben entsteht leicht das Streben, festen Boden zu gewinnen. Dazu kann allzu leicht das Formale dienen, aber das Formale wiederum im dilettantischen Sinne als esoterisches Mittel, das die meisten fragwürdigen Dinge ausschließt. Wir besitzen solche raumlosen Mauern genug. Die Banalste wohl war der Monismus. Eine distanzierte ist die Transzendenz und die Mystik. Hier finden sich Handhaben ein, mit Varietätsgeschick sich der erdhafsten Schwierigkeiten zu begeben und zugleich den Vorteil einer Reaktion zu genießen. Man kennt den philosophischen grenzenlosen Trieb der Pubertät, in den manche wieder verdummen und sich verflüchtigen. Es verlangt genaue Sorgfalt, ein Einzelproblem abzulösen und wiederum mit dem Gesamt der Erkenntnis abzustimmen. Geringe Leichtigkeit jedoch nur bedarf es, alles mit einer absoluten Form abzutun, wenn man an den Peripherien des

Denkens verbleibt, die Form nicht zu einem fruchtbaren Pfadfinder gebraucht, indem man sie unermüdet probend bezweifelt, sondern Schwierigkeiten abtötet; wie es zum Beispiel leicht ist, von Gott zu sprechen im Allgemeinen und Absoluten, äußerst gewagt und schwierig aber Gott als handelnde Kraft im Einzelnen darzulegen. Und hier birgt sich, was ich mich zu fassen bemühe; die Form als dialektisches Mittel ist leicht wie ein spiritistischer Trick, der nichts erweist und nicht verpfichtet, die Form als Erkenntnis hingegen — — — weiter. Man gab uns eine Technik des Mystischen, die jede Kontrolle verschmätzt, des Mystischen als ästhetisches Surrogat, und dies ist's. Jene Dialektiker des Absoluten sind zur Dichtung gezwungen, daß sie innerhalb ihres eigentlichen Gebietes vor Lehre und Hunger sterben. Diese also werden mit ihren unberechtigten Idologien, mit ihrer Hypertrophie des Formalen zum Dichter laufen und von ihm borgen müssen. Große Worte vernehme ich von diesen Dilettanten wie Musik des Denkens, Rhythmus des Systems; aber sie verbergen, daß die wahre Musik des Denkens der Mathematik verwandt ist. Sie entlehnen der Kunst das Ästhetische aus geistiger Denksfaulheit und versuchen sich in dekorativer unverbindlicher Philosophie, schalten Tugend und Untugend aus oder machen hieraus gar eine formale Sache. Sie behängen das Nichts ihrer Leere mit dem Schmutz der Künste, die sich im „Wesen“ entweder als unwahre Kontraste erweisen, oder farblos verblasen werden, oder sie erregen törichte Gemüter, indem sie ihre Gedankenlosigkeit lyrisch aufschwellen. Wer von diesen wäre nicht zu irgendeiner Religiosität zu guterleht gekommen, die jene immer grenzenlose Mythen durch dialektischen Aesthetizismus anscheinend verdeutlichte.

Und noch von jenen will ich reden, die aus ihrer frevlerischen Gemütslosigkeit und der Armut ihres Herzens ein Prinzip machen, den visionären und den kosmischen, den gesammelten und angeblichen Matonikern. Die ersten sind leicht zu widerlegen. Wir kennen diese Zustände der Pubertät; jedoch die geschickteren unter ihnen verbergen ihre Schwächen gern hinter einem dekorativen Katholizismus; sie werden nicht durch eine Ueberzeugung hierzu gedrängt, sondern ein ästhetisches dekoratives Bedürfnis; Extase und Vision als Bluff. Die zweiten erheben sich gegen die Psychologie aus Armut und vergessen, daß diese ein nötiges Präjudium ist. Beiden Teilen ist eine beträchtliche Oberflächlichkeit gemeinsam, aber wie leicht läßt sich damit Jünger sein. Was man nicht begreift, schaut man visionär in irgendeinem Symbol; gar viel wäre von der Uebersteigerung und Sensibilität der Unproduktiven zu sagen, welche vor Leere tragisch sich gebärden.

Wie bequem mag diese Krankheit sein. Ein müdes, vielleicht mitunter schmerzendes Starren und dann unvermittelte Ausschreie. Wie leicht mag sich das Können durch eine angebliche Empfindung, die außergewöhnlich scheint, ersetzen lassen.

Hingegen die Gesammelten. Gelassen begehen sie jeglichem, und es tut ihnen keineswegs not, eine Sache zu durchdringen, sich den Gefahren des Fremden hinzugeben, um bereichert zu sich zurückzuführen; vielmehr mit dem sicheren Gefühl berer, denen es an Person gebricht, lehnen sie ab, sind vornehm kühl und in der Geiste überlegen. Im Innersten lehnen sie hilflos auf den Meister angewiesen und bieten uns das jämmerliche Schauspiel, daß ein anderer für sie urteilt, erwirbt, erlebt und formt „Ich euch Gewissen“. Dies ist es zuguterleht. Sie leben im Meister, er trägt die Verantwortlichkeit für sie, er gibt und schenkt ins Leere, er ist das Männliche, sie die Weibischen und ihm dienerisch verpflichtet. „Nun spricht der Ewige, ich will, ihr sollt.“ Darum „Ich folge meinem größten Herrn“.

Zum Beschluß komme ich zu den Tierischen, den Lächelnden, den Abbés, den idyllischen Hirten und lieblichen Flötenbläsern. Mit etwas großer Offenheit verbrämen die unschuldig Heiteren und die Lächelnden mit der tiefen Oberfläche ihre Wichtigkeit. Ihnen hilft einige historische Kenntnis des Kokos. Ach diese Verspielten im lichten Schäferkleid, mit bunten Bändern behangen, diese unentwegt Rosanen. Tändelnd und schäkelernd umtanzeln sie den Meister, dressierte Salonsatyrn, ondulierte Manaden. Freundlich und heiter lächelnder Beschluß. O Wichtigkeit, o Technik ehrfürchtiger Hochtapetei; Gebärde, Gebärde; und doch Dünkel und elende Schwäche, dies zum Ende sind die Motive.



## Hugo von Tschudi.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Bei der Totenlage um Hugo von Tschudi ist ein deutliches Murren vernommen worden, ein später Nachhall jener heftigen Meinungsäußerungen von 1908. Wäre es möglich, heute halbwegs zu verstehen, warum er damals Berlin hat verlassen müssen?

Tschudi war 1896 vierundvierzigjährig an die Spitze der Nationalgalerie gerufen worden. Nach damaligen Anschauungen war er zu jung; wir haben uns inzwischen an Museumsdirektoren von dreißig Jahren gewöhnt. Wie konnte man nur ihn bezweifeln, der auf langen Studien-